Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 12

Artikel: Schweizer Porzellan

Autor: E.S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634328

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

noch andre junge Leute da. Und sie wollte hinter ihnen nicht zurückstehen. Nach kurzer Zeit befand sie sich abermals auf dem Weg bergan. Ihr Laufen war fast ein Stürmen; denn so machten es die andern auch. Sie war mit Leidenschaft in der neuen Freude.

Frau Maria hatte sie diesmal nicht beobachtet, aber als sie nach einer Weile zufällig wieder ans Fenster kam, gewahrte sie eine Ansammlung von Leuten oben an der Kapelle und wurde aufmerksam. Und auf einmal befiel sie Angst. Seltsam! Da oben mußte ein Unglück geschehen sein! Inzwischen lief schon ein junger Bursche auf das Haus zu. Sie sah, wie er jemand anrief. Dann rannte unten vom Hause weg Kasimir Schuler, der Bruder, wie gejagt gegen jene Menschengruppe hinauf. Da eilte auch Frau Maria hinunter. Sie kam aber nicht bergan. Von oben trugen sie ihr schon die Tochter zu. Ein Herzschlag hatte sie getötet.

* * *

Der Mond spielte um die Hütte des Kasimir Schuler. Es war die Zeit der langen Nächte, und der Mond hatte einen langen Weg. Er warf ein wunderbares Licht in das verschneite Tal, das dem Himmel eine blaue Sammtfarbe gab und den weißen, ragenden Bergen eine überirdische Wucht und Schönheit und Schärfe. Am Schulerhaus legte er seinen weißen Schein auf die Schneepolster an den kleinen Gesimsen zweier Kammerfenster, brach durch die schwarzglänzenden Scheiben und fand das Bett, wo die tote Plazida lag. Gerade als ob er es gesucht hätte. Dasselbe ruhige, breite, bleiche Licht wie draußen aufs Gesims, legte er auf die Bettdecke und zog es höher, leise höher, bis es das Kissen erreichte, auf dem Plazida ruhte. Wie es lange gedauert hatte, bis es dieses gefunden, so blieb es auch lange auf ihrem Gesicht haften. Das sah wunderbar aus, jung, kindlich froh und zart. Das Haar war darum geordnet, daß es die Wangen berührte und an die Schultern reichte, lauter glatte Strähne von einem merkwürdigen, bernsteinartigen Glanz. Ein solch junges Antlitz, in das noch keine einzige Sorgenfurche geschnitten, das noch jede Linie frisch und fein trägt wie eben gemeißelt, ist wie ein Wunder. Der Mond erhöhte noch das Wundersame daran.

Jetzt stand drüben an der Tür, wo es dunkel war, Brosi und starrte das Bett an. Er war eben hereingekommen, und sie hatten ihn allein gehen lassen; denn Frau Maria saß in der Wohnstube und wollte sich totweinen, und der Bruder leistete ihr Gesellschaft und sprach ihr Trost zu, so gut er das verstand und seine sparsame Art erlaubte. Brosi war spät nach Haus gekommen, hatte einer Kuh abwarten müssen, die am Kalben war. So war es möglich gewesen, daß er unterwegs niemand mehr traf und erst zu Hause das Geschehene erfuhr. Er stand da, wie er gekommen war, nur die Holzsandalen hatte er draußen gelassen. Heufäden hingen an ihm. Die Tür hatte er ins Schloß gezogen und stand lauernd, vorgebeugt, gleichsam auf Zehen, als ob er eine Schlafende nicht stören dürfe. Er hatte auch gar nichts gesagt, als sie ihm das Unglück mitgeteilt, glaubte oder begriff es noch nicht. Er spähte nach dem Bett, in das Mondlicht hinein. Sein Gesicht war zu kupfern, als daß man Blässe darauf gesehen hätte, aber es war ein eigentümliches Zucken und Leben darin, jetzt am Munde, jetzt in den Augen, jetzt an der sich hochziehenden Stirn. Dabei sprach er mit sich selber: „Nein, nein, beim Herrgott, nein!"

Dann lachte er ganz merkwürdig, wie wenn ihm das Lachen am Mund erfröre.

Jetzt tappte er ein wenig näher.

Und schaute wieder. —

Und schaute wieder. —

So lange stand er nun schon da, daß der silberne Glanz auf dem Bett inzwischen wieder weiter und weiter gerückt war. Jetzt lagen Plazidas goldene Haare im Schatten. Jetzt war nur noch die weiße Stirn im Licht. Und jetzt haftete die Helligkeit des Mondes klein wie ein Silbertaler auf dem Bettpfosten.

In diesem Augenblick trat Brosi ans Bett und faßte Plazidas Hand. Die Hand war kalt. Der Bursche stieß einen Laut heraus, der kein Wort war, sondern mehr ein Lallen.

Da — da erlosch der letzte leise Mondstrahl.

Und — da wendete Brosi sich vom Bett ab, mit tastenden Händen, als ob er etwas halten wollte. Die Plazida? Nein, nein — die war fort — die — die Plazida. Wie das Licht, das hinaus war!

Er wußte jetzt, daß sie tot war.

Die in der Stube hörten nach einer Weile draußen im Flur einen Schrei wie das Brüllen eines Stiers und dann ein Poltern auf der Treppe. Sie kamen heraus, aber sie sahen nichts mehr. Ihre Blicke begegneten sich. In beider Augen stand der Schrecken, so furchtbar war der Schrei gewesen. Aber wenn sie wußten, daß es Brosi gewesen war, so sagten sie es nicht.

Am nächsten Tage fand Kasimir Schuler den Burschen bis zur Bewußtlosigkeit betrunken im Stall. Neben ihm lag eine Schnapsflasche. Von da an war kein schlimmerer Säufer, kein gefährlicherer Raufbold weit umher als der verkommende Brosi.

Der Mond kam wieder. Aber der nicht mehr, der in das Leben des Burschen geleuchtet und in dessen Schein die kleine Plazida gestanden.

Schweizer Porzellan.

Von E. Schr.

Mit dem Gedanken an Porzellan verbindet sich gerne die Vorstellung von etwas Schönem und Angenehmem oder von etwas recht Drolligem. Entweder sind wir geneigt, an die zarten Täßchen zu denken, mit denen uns schlanke Frauenhände den lockend und aromatisch duftenden Tee oder Kaffee kredenzen, oder vor unsern Augen steigen Visionen idyllischer Gestalten auf — Schäfer und Schäferinnen, lustige Tanzgruppen, die leichtgeschürzten Nymphenburger Mädchen, oder die Leda mit dem Schwan von Capo di Monte. Ob das damit zusammenhängt, daß man beim bloßen Anblick der

alten Porzellane an die galante Zeit, an die Blätter von Boucher, dem Maler der Grazien, erinnert wird? Möglich

Zürcher Porzellan: **Musizierende Figur.**

wäre es. Jedenfalls war es dieser Zeitepoche beschieden, den Chinesen das Hart-Porzellan nachmachen zu können, bezw. das europäische Porzellan zu erfinden. Das letztere Verdienst gebührt dem Alchimisten Johann Friedrich Böttger, unter dessen Leitung 1710 die erste deutsche Porzellanfabrik in Meißen eröffnet wurde. Obwohl man das Verfahren geheim zu halten versuchte, fand es doch bald durch bestochene Beamte Verbreitung. So entstand schon 1720 die Fabrik in Wien, 1756 diejenige in Nymphenburg usw. Die Errichtung von Porzellanfabriken in Deutschland und den andern Kulturländern war nunmehr an der Tagesordnung und es entstand ein förmlicher Wettlauf darin.

Die Schweiz, die damals durch ihre Städte in literarischer und künstlerischer Hinsicht lebhafte Beziehungen mit dem Auslande unterhielt, konnte nicht unberührt von dieser neuen Errungenschaft bleiben. So sollte sie denn ebenfalls ihre Porzellanfabriken erhalten. Vorweg ist die Zürcher Fabrik zu nennen. Sie ist die älteste. Ihre geschäftlichen Ueberlieferungen beginnen mit dem Hauptmann und Zunftschreiber Heidegger und dem Klosterschreiber Korrodi. Diese erwarben am 10. August 1763 im Namen eines Konsortiums um 1450 Gulden ein Haus in Schorenbendlikon „Namens wegen neu zu errichten gedenkender Porcelaine Fabrique interessierter Ehrenglieder", wie es im zweiten Kaufbrief heißt. Warum die Fabrik gerade in Bendlikon am Zürichsee errichtet wurde, ist nicht recht erklärlich. Weder an diesem Orte selbst, noch in seiner nähern Umgebung wurden die zur Porzellanfabrikation erforderlichen Materialien gefunden, sondern sie mußten zum großen Teil aus dem Auslande bezogen werden. Wahrscheinlich hat aber dessen günstige Lage am See, die den Verkehr zu Wasser mit der Stadt Zürich ermöglichte, den Ausschlag gegeben.

Unter den damaligen Mitgliedern der Gesellschaft ragte vor allen der Maler und Dichter Salomon Geßner hervor. Dieser lieferte Zeichnungen zu Tassen, Teller und Kannen mit allerlei Vögel- und Blumenwerk, aber auch holländische Bauernszenen und Landschaftsmotive malte Geßner auf Platten, Vasen und Pfeifenköpfe. Technischer Leiter der Fabrik war ein Adam Spengler aus Schaffhausen, der die Methode erfand, irdenes Geschirr mit Kupferstichen zu zieren.

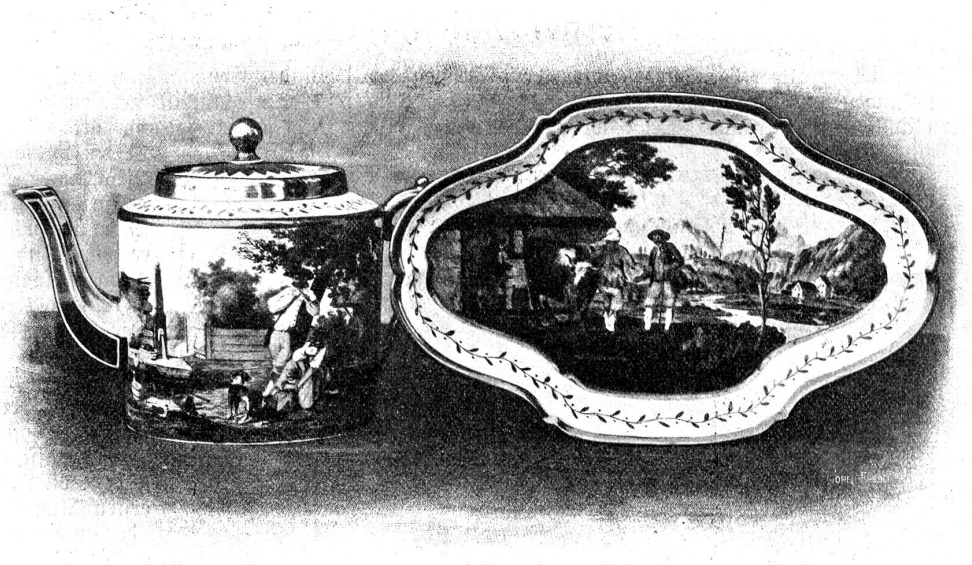
Später wurde noch der Bildhauer Valentin Sonnenschein, ein deutscher Flüchtling, als Modelleur engagiert; ein talentvoller Künstler, von dem die besten Gruppen und Figuren des Zürcher Porzellans stammen. Aus seinen geschickten Händen ist manch Paradestück hervorgegangen, das heute wegen seiner Seltenheit hohen Wert besitzt.

Interessant ist zu erfahren, was die Zürcher Manufaktur um diese Zeit alles in Porzellan verfertigte. Eine erhaltene Preisliste gibt uns darüber Auskunft: „Figuren, Gruppen, Medaillons, Vasen, ferner Theekessel mit Fuß und der Lampe, Caffetiere, Thee- oder Milchkannen, Spülschalen, Zucker-Boites, Theebüxen, Sous-Coupes vor die Theekanne, Paar-Thee-Tassen mit oder ohne Henckel, Chocolat-Becher, Thee-Löffel, Gedrehte Teller, Faconiert oder gemodelte Teller, Fruchtkörbchen, Blumengeschirre, Uhren-Gehäuse, Tabatiere, Degengriffe, Faadenwinder ꝛc. ꝛc." Von diesen Gegenständen existieren heute einige nicht mehr, wie z. B. Uhrengehäuse mit Konsolen. Auch die Vasen sind von großer Seltenheit. Viele andere Sachen befinden sich in der Porzellan-Sammlung des Landesmuseums.

Trotzdem die Fabrik mit tüchtigen Leuten wohl versehen war und wahrscheinlich wegen der leichtern Verkaufsmöglichkeit auch Fayence-Geschirr herstellte, geriet sie schon 1773 in finanzielle Schwierigkeiten, aus denen sie auch die Organisation einer „Gelt- und Porcelain-Lotterie" nicht herauszuwinden

Nyoner Porzellan: **Wassertopf, Tasse und Zuckerdose mit grossen Blumenguirlanden.**
(Museum „Ariana" in Genf.)

vermochte. Offenbar erging es ihr, wie fast allen ähnlichen Etablissements, die ausschließlich für eigene Rechnung arbeiteten und selbst den Absatz für ihre Ware suchen mußten. Es trat eine Ueberproduktion ein, die zum Ruin führte. So mußte am 31. Dezember 1791 zur Auflösung der Fabrik geschritten werden und damit hörte die Produktion des Zürcher Porzellans auf. Später gingen die Gebäulichkeiten samt den Vorräten und den Werkzeugen die sie enthielten, an Hans Jakob Nägeli von Bendlikon über, der aber nur noch gewöhnliches Fayencegeschirr herstellte.



Nyoner Porzellan: **Theekanne und Plateau mit Schweizerlandschaftsmotiven.**
(Museum „Ariana" in Genf.)

Ganz ähnlich wie diejenige der Porzellanmanufaktur Schoren-Bendlikon bei Zürich, liest sich die Geschichte der Fabrik in Nyon am Genfersee. Das Gründungsjahr derselben ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Die Gründung muß aber um 1781 herum erfolgt sein, denn am 12. März 1781 erteilte der Rat der Stadt Nyon dem Chemiker und Porzellanfabrikanten Jakob Dorti oder Dortu aus Berlin die Bewilligung zur Niederlassung und Ausübung seines Berufes. Und 1785 erwirkte ein Ferdinand Müller aus Frankenthal in der Pfalz zusammen mit Dortu von den gnädigen Herren in Bern die fast gänzliche Befreiung der Weggelder zur Ausfuhr des Porzellans, die um diese ruhelose und stürmische Zeit ziemlich bedeutend waren. Diese Vergünstigung gewährten ihnen die Berner in Anerkennung dessen, daß die Porzellanfabrikation für das Land von großem Nutzen sei. Tatsächlich verschaffte sie den Bewohnern, die mit ihr beschäftigt waren, einen Monatsverdienst von mindestens 80 Dublonen, was jährlich zirka 15,000 Bernische Pfund oder nach heutigem Wert zirka 22,000 Fr. ausmachte. Und da der Verkauf größtenteils nach dem Auslande erfolgte, war diese Einnahme einer direkten Landesbereicherung gleichbedeutend.

Hinsichtlich der Beschaffung des Rohmaterials war Nyon etwas besser daran als Zürich. In seiner Umgebung, z. B. in Eysins und Arzier fand man von den Ingredienzien wenigstens guten Feldspat und im benachbarten Savoyen den Quarz. Einzig, aber allerdings die wichtigste Masse, das Kaolin, mußte von Limoges beschafft werden.

Zürcher Porzellan: **Kaffeekanne.**

Diese Fabrik betrieb in der Hauptsache die Herstellung von Artikeln für den täglichen Gebrauch, wie Kaffee- und Thee-Services, Teller und Plateaus, Schüsseln, Brodkörbchen, Vasen und Urnen u. s. w. Aber in diesen Artikeln leistete sie wirklich mustergültiges; sowohl hinsichtlich der Form, als in Bezug auf die Dekorationen, mit denen sie sie schmückte. Es ist geradezu erstaunlich, was für zarte Töne sie dem Porzellan als Grundfarbe zu geben verstand und mit welch satten Farben die Blumenstücke, Landschaften, Bauernscenen und Guirlanden aufgetragen wurden. Von diesen Arbeiten enthalten die Museen in Lausanne und Genf wahre Kabinettstücke, die durchaus die Beachtung der Freunde und Kenner verdienen.

Aber um einen Industriezweig erhalten und weiter entwickeln zu können, bedarf er des Absatzes seiner Erzeugnisse, sonst wird er allmählich von seiner eigenen Produktionskraft erdrückt. Volle zwanzig Jahre lang arbeitete die Porzellanfabrik Nyon Schicht vor Schicht in ihre Magazine ohne wenig mehr als die Hälfte ihrer Produktion absetzen zu können.

Am 23. Mai 1813 sah sie sich daher genötigt den Betrieb der Fabrik einzustellen und ihre schönen Arbeiten kamen entweder an die Händler in Genf und Lausanne oder wurden in alle Winde zerstreut.

So scheiterten zwei schöne Unternehmungen, nicht etwa an ihrem eigenen Unvermögen in geschäftlicher Beziehung, sondern größtenteils an den Folgen der herrschenden Verhältnisse und der Unruhen ihrer Zeit.

Seitdem schien es, als ob jede Lust zur Eröffnung einer neuen Porzellanunternehmung vollständig erlahmt sei. Und das war begreiflich; denn man konnte wahrlich niemanden zumuten, den Erfahrungen der Geschichte zum Trotz, neuerdings sein Geld und seine Zeit in einer scheinbar aussichtslosen Sache zu verlieren. So war denn die Schweiz gezwungen, ihre Porzellane fast ein Jahrhundert lang aus den Fabriken in Meissen, Berlin, Nymphenburg oder Sèvre zu beziehen. Das mag zwar wenig oft genug geschehen sein, denn diese Erzeugnisse waren sehr teuer und deren Anschaffung konnte sich nur der Reiche gestatten. Wurde schließlich eine solche Anschaffung gemacht, so wurde so sorgfältig damit umgegangen, daß es sich von Mutter auf Tochter und Großtochter vererbte.

(Schluß folgt.)

Benutzte Schriftquellen: H. Angst: Zürcher Porzellan und A. de Molin: Histoire documentaire de la Manufacture de porcelaine de Nyon.

Zürcher Porzellan: **Theebüchse.**